


**Nr. 176.** **Bromberg, den 5. August.** **1934.**

# Das heidnische Dorf.

Roman von Konrad Beste.



(9. Fortsetzung.) ——— 

Er selbst wurde ein fleißiger Handwerksmann in seiner Vaterstadt, brachte es freilich erst in späteren Lebensjahren zu einem eigenen Geschäft, das ihm das Heiraten gestattete. Sein Sohn wurde ein Kaufmann und kam zu Besitz, sein Enkel aber wurde gar zu einem Gymnasiasten. Er brachte es bis zur Oberprima, deren Zierde er freilich mehr durch einen kräftig entwickelten Vollbart als durch seinen Eifer bildete. Er war aber ein liebenswürdiger, durstiger Bursche, in allen Kneipen seiner Vaterstadt zu Hause, pfiffig und redegewandt, wenngleich er diese Gewandtheit vorzugsweise bewährte, wo es sich darum handelte, einer schwankenden Mädchentugend den Mut zur Sünde zu empfehlen . . .

Mit seinem Eifer auf solchem Gebiet vermochten seine Bemühungen um das Reifezeugnis eines humanistischen Gymnasiums nicht rechten Schritt zu halten; er fiel durchs Examen, sehr zum Kummer seiner lieben Eltern. Sie bewiesen auch gar kein Verständnis für die Bedürfnisse seiner eigenwilligen Lebensgewohnheiten, als ihnen nach dem Durchfall des Sohnes die Kneipwirte, die Kaufleute, die Konditoren, die Juweliere, die Fuhrhalter, die Blumenhändler des Städtchens in einer schönen Gemeinsamkeit des Vorgehens häßliche Briefe mit Forderungen sandten . . . Ach, die Registrierung dieser Briefe, die Addierung der in ihnen notierten Beträge beanspruchte einen vollen Arbeitstag des verzweifelten Vaters . . . Es meldete sich auch eine Waschfrau namens Kleinböker, welche bis dahin vornehm geschwiegen, nun aber Zeugnis ablegte von den Hoffnungen, welchen ihre Tochter Mieze entgegenging und zu welchen der Enkel des Trompeters von Caub den Keim gelegt hatte.

Es ist nicht nötig, von der Katastrophe zu reden, die sich in jenem unglücklichen Hause vollzog. Man pries den toten Großvater selig, daß er davor bewahrt geblieben war, solches zu erleben an dem Knaben, dem er selbst noch in seinen letzten Jahren die historische Trompete in die Hand gegeben, um ihn das Lied seines Schicksals spielen zu lehren. Dieses Lied war das einzige, was er vom Ahnen erbte: auch auf Edmund war das furchtbare Wort gemünzt: „Weh dir daß du ein Enkel bist!“

Des Enkels Fahrten durch das ausgehende Jahrhundert entbehrten nicht einer anmutigen und wechselreichen Fälle. Man steckte ihn zunächst als Lehrling in ein Bankgeschäft, mit der Absicht, ihn durch eine Lebenshaltung von spartanischer Strenge und Entsagung einen Ausgleich schaffen zu lassen für das bereits vergeudete Gut und für die an Mieze Kleinböker zu zahlende Rente. Edmund hatte keine Neigung, seine Lebenslust so früh schon zu büßen — vielleicht erahnte er schon die bittere Buße, die er mit seinem Ende als Bauernknecht zu zahlen berufen war . . . Vielleicht auch war diese tiefe schicksalhafte Erahnung der Grund einer unangenehmen Zerstreutheit, die ihn zeitweilig befiel und unglücklicherweise gerade wieder an jenem Tage, da man ihn mit einigen Tausend Mark zur Reichsbankfiliale geschickt hatte — genug, er war so zerstreut, daß er anstatt zur Reichsbank zum Bahnhof ging und verreiste, unhöflicherweise auch, ohne seinen Eltern Adieu zu sagen.

Auf Reisen soll er sich anfangs vortrefflich befunden haben, ja, sogar mit seinen Kleidern angetan und in angenehmster Gesellschaft im Casino von Monte-Carlo gesehen worden sein. Später schrieb er aus San Sebastian in Spanien eine erste Postkarte an seine guten Eltern — drolligerweise ohne andere Mitteilungen, als daß Land und Leute ihm wohl gefielen, nur klagte er ein wenig über Hitze.

Hatte er schon in Spanien seine Sorge um die Temperatur gehabt, so hätte er sich hüten sollen, die Reiseroute noch südlicher zu nehmen und als Soldat der französischen Fremdenlegion unter der erbarmungslosen Sonne Algiers Ströme von Schweiß zu vergießen. Unbeständig wie er war, wartete er nicht ab, bis er es zum Capitain gebracht hatte, riß aus und man hörte nach vielen Jahren erst wieder etwas von ihm aus Südamerika, wo er als Hafenarbeiter ein unscheinbares Dasein führte. Immerhin konnte man seine Spur finden, als man seiner nach dem Tode der Mutter in Erbschaftsangelegenheiten bedurfte. Er kehrte nach Deutschland zurück, nahm sein Pflichtteil entgegen und packte zudem die auf dem Boden verstaubte und von den minder ehrfürchtigen Geschwistern vergessene Trompete von Caub in den Koffer.

Die Reisen, die er nun unternahm, waren beinahe ein halbes Jahr lang äußerst lustig und gut finanziert, hernach erhielten sie eine etwas ungeordnete Finanzierung, blieben aber immer lustig.

Die Landstraße war zu jener Zeit noch dem für sie Begabten eine Idylle, war es den größten Teil des Jahres hindurch, so sehr, daß auch der Winter willig ertragen wurde. In der Kunst des Fechtens brachte Edmund es zu größter Virtuosität, diese Technik, in zwei Stunden energischer Arbeit aus Schlächter- und Bäckerläden reichen Proviant für zwei Tage zu beschaffen und in einer dritten Stunde bei der Privatkundschaft das nötige Bargeld für Schnaps zu kassieren, beherrschte der Trompeter von Caub vor allen seinen Kollegen. Seine angeborene Gutmütigkeit ließ ihn gar noch Untüchtigere und Schwächere durchschleppen, er war keineswegs ohne soziales Gewissen. Er war stets ungemein fröhlich, von einem sozusagen sonnigen Glanz der Armut umgeben, sieghaft in der freudigen Erwartung seiner Augen, die jeden Gebetenen durch wahres Vertrauen schnell auszeichneten . . . Ja, es war so, daß jeder Gebende sich auf irgendeine Art schöner und besser fühlte, wenn er den kindhaft lächelnden Bettler beschenkte . . .

Oft freilich bereitet ihm auch das einzige Erbe den Weg, das er auf seine Fahrten gerettet: Wo immer er es angezeigt hielt, in den Höfen bürgerlicher Mietshäuser, in Pfarrhausgärten, vor dörflichen Wirtshäusern, auf Bauernhöfen entnahm er seinem Schnappsack die Trompete von Caub, setzte sie an den bärtigen Mund und schmetterte das

Lied des Ahnen zum Himmel . . . Er hatte im Lauf der Jahrzehnte kein zweites Lied hinzugelernt, „Jesus, meine Zuversicht . . .“ sollte seine einzige Weise bleiben. Immerhin trompetete er sich mit ihrer Hilfe zuversichtlich durch die Zeitläufte — bis ihm diese Klänge auch die Pforte des Vollmoorhauses öffneten.

Zu jener Zeit war der Trompeter des Reisens ein wenig müde geworden — nicht, daß er die Beschwerden des nahenden Alters schon gespürt hätte, denn er war mit seinen fünfundfünfzig Jahren ein Kerl wie aus Stahl, schlank, sehnig und zäh, aber da war nun ein großes Ungemach über die Welt gekommen, etwas Törichtes, Unverständliches war in die Menschen gefahren: sie nannten es Krieg. Krieg — das war etwas, das sich in Edmunds Gemüt mit der strahlenden Gestalt des Ahnen verbunden hatte, mit bunten Husaren, flatternden Fähnchen, Heldentaten, großer Gefahr, größerer Errettung und herrlich zuversichtlichem Trompetenblasen . . . Aber dieses hier war nun auch Krieg, was endlich ekel durch die Städte kroch und die Schlächterläden leerte und in den Dörfern die harten Hände der Bauern noch härter machte . . . Ein häßlicher Krieg war das, die Güte erstarb in den Augen hungriger Menschen, der Schnaps verschwand und Edmund mußte Brennspiritus trinken, was ihm schon ein paar Mal sehr schlecht bekommen war . . .

Im dritten Jahre dieses seltsamen Krieges war Edmund endlich reif geworden für eine seßhafte Lebensweise, für eine nutzbare Eingliederung in das tätige Getriebe der Gesellschaft. An einem bitterlich kalten Januartage des Jahres neunzehnhundertsiebzehn erhob er seine Trompete unter den kahlen Eichen des Vollmoorhofes. Der Hofhund belferte wild beim Anblick des alten Strolches, er rasselte wütend an seiner rostigen Kette. Und freilich bot Edmund einen wüsten Anblick: er trug, bei zwanzig Grad Kälte, einen dünnen, wallend weiten Staubmantel mit zierlich aufgesetzter Pelerine; es war die Weihnachtsgabe eines milden Pfarrherrn, den er mit seiner Trompete gerührt . . . Die Motten hatten in jahrzehntelanger, fleißiger und ungestörter Arbeit hübsche Ornamente herausgefressen, was diese Hülle eines Menschen wohl interessanter, aber nicht wärmer machte, so wenig wie die herabhängenden Lappen großer, an neidischen Stacheldrähten ausgerissener Dreiecke. Derselbe Pfarrherr hatte auch über einen ungemein breitkrempigen, schwarzen Schlapphut verfügt, der nun das dichte wirre Haar des Trompeters vor den winterlichen Stürmen schützte. Schrecklich war ihm der breite lange Bart verwildert, Schnurrbart und Backenbart waren in eins gewuchert und deckten den schönen vollen Mund. Über die kleinen, lustig geschrägten Augen hatte der zottige Wuchs der starken Brauen sich herniedergewölbt, weit tiefer über das linke als über das rechte, daher er von weitem an Odin gemahnte, den einäugigen Gott der alten Sachsen . .

So stand er unter Julias Eichen, einer Mutter Sohn, eines Ahnen Enkel und hob die Trompete.

Hatte der Anblick dieses Gastes alle abwehrende Feindseligkeit des Hundes geweckt, so sah die Herrin des Hofes bald mit anderen Blicken auf ihn. Es war in den Tagen, da Johann Brakebusch im Zorn von der Frau geschieden war, jener vielgewandte Knecht, welchen die Törichten im Dorf einen Zauberer und den Lehrmeister der Witwe Vollmoor nannten. Ungewiß ist sein Verhältnis zu Julia — gewiß ist, daß die Klänge des Liedes „Jesus, meine Zuversicht . . .“ einen tiefen Eindruck auf die Herrin ausübten . . . Gewiß ist, daß sie sich vor der Macht des Meisters, den diese Töne priesen, stets zu verneigen bereit war — daß dieser Lobpreis von einem Trompeter erhoben wurde, der so sehr den dunkel verbannten Bildern alter Götter glich, das mochte die Gewalt jenes lauten Bekenntnisses unsäglich verstärken, da es dem geheimen Verhalt ihres geteilten Herzens ein brennendes Gleichnis bot: Sie rief den Hund zur Ruhe und winkte den Menschen heran, wobei außer allem anderen ihrem klugen Sinn die Erwägung nicht ganz fern war, daß noch am selben Tage zwei Klafter Holz gespalten werden mußten, eine Arbeit, die bei dem ohnehin schon unerträglichen Knechtemangel allzu lange hatte aufgeschoben werden müssen. Der Trompeter von Caub blies sein Lied zu Ende, dann ging er mit seinen langen, munteren Schritten in die Däle der Witwe Vollmoor. Sie sagte:

„Das war aber ein schönes Lied, was du da gespielt hast. So etwas hört man gern heutzutage.“

Er nickte fröhlich und erbot sich, sein Spiel zu wiederholen.

„Nicht jetzt“, sagte sie, „du hast gewiß Hunger.“

Er bejahte es, doch ehe sie ihm zu essen gab, fragte sie, ob er sich bei Kräften fühle, um einen tüchtigen Haufen Holz zu spalten.

„Wir müssen nämlich heute Brot backen. Ich habe den Teig schon angemengt, aber das Holz reicht nicht zu. Die Stubenöfen haben in diesen Tagen zuviel geschluckt.“

Sie hätte das alles dem Bettler ja nicht zu erklären brauchen, aber der Kerl gefiel ihr und Vollmoors Frau war ihrer selbst so gewiß, daß sie es sich bei Zeiten gern einmal erlauben konnte, ein überflüssiges Wort zu sagen.

Der Bettler beteuerte Kräfte zu haben, er ergriff einen Zentnersack mit Roggen, der in der Nähe stand, und hob ihn hoch.

„Es ist gut . . .“, sagte die Frau, „nun sollst du auch etwas zu essen haben.“

Er bekam warmes Essen, das erste seit vier Tagen, er spaltete Holz und sie war zufrieden. Er durfte im Pferdestall schlafen und am nächsten Morgen spaltete er weiter.

Nach dem Mittagessen packte er seinen Kram ein, trat auf den Hof und erhob seine Trompete. Er begann sein Lied zu blasen, zum Dank für genossene Guttat und zum Zeichen, daß er zum Abschied noch etwas erbitte. Die Frau trat hinzu, zog ihm die Trompete vom Munde und sagte:

„Laß das jetzt . . . das ist nicht nötig, mein Junge . . . Du kannst noch die Schweineställe misten.“

Er mistete — und er nistete, der Zugvogel fand sein Nest . . .

Sie hatte ihn „mein Junge“ genannt, das rührte den wüsten alten Bengel . . . Es war ihm, der achtzehn Jahre älter war als sie, plötzlich zumute, als spräche eine Mutter mit ihm . . . Er blieb und arbeitete, er bekam außer dem Nest sein tägliches Futter und ein Hemd und nach und nach rechtliche Kleidung. Sie gab ihm auch in verständigen Zwischenräumen etwas Geld, nicht zuviel, aber doch genug, daß er auf schwierigen und langen Schleichwegen der Zwangswirtschaft den Schnaps ablisten konnte für seine regelmäßigen, schweren und unersättlichen Trunkenheiten, zu deren Beginn er der Herrin heitere Dinge aus seiner Wanderzeit erzählen mußte und aus deren Verklingen er aufwachte, munter und dankbar wie einst aus den Federbetten der Kindheit, darüber die Mutter sich beugte . . . Dafür schaffte er fleißig und willig, er hatte riesengroßen Respekt vor der Frau, von der er sich stets in demütigem Abstand hielt. Gleichwohl nannte er sie mit vertrautem Namen — zuerst hatte er sie Vollmoors Frau genannt, dann Vollmoors Mutter und endlich gewöhnte er sich daran, sie „Mutter“ zu nennen. Er war ihr blind ergeben und wenn er den passigen Verwalter, der sich ihr nach einigen Jahren gesellte, nicht auch „Vater“ nannte, so diente er doch auch ihm ohne Murren.

Am Sonntag blies er sein Lied auf der Trompete, zur Freude der frommen Mutter, die er auch zur Kirche kutschieren durfte. In der Kirche jedoch schlief er stets tief und fest, er erwachte auch nicht, wenn ihm der würdige Kirchenälteste den Klingelbeutel vorhielt und ihn mit dem mahnenden Gerassel seiner geopferten Eisengroschen zur bescheidenen Teilnahme am Gottesdienste zu bereden suchte . . . Er schlief mit einem seligen Lächeln auf den bärtigen Wangen . . .

So lebte er in ihrem Hause und auf ihrem Hofe, ein alter Vagabund und ein getreuer Knecht, ein verlorener Sohn und ein heimgefundenes Kind . . . Sie sah ihn nicht ungern um sich, jahrelang nahm sie seine Kraft und seine lächelnde Demut hin, als er aber ein bißchen stockrig wurde, und als es sich erwies, daß er einen Zentnersack mit Roggen nicht mehr mit der gleichen spielerischen Kraft heben konnte wie am Tage seines Einzugs, da begann sie zu grübeln, wie sie sich seiner auf gute Manier entledigen könnte. Denn Vollmoors Frau war derart wirtschaftlich gesonnen, daß sie auch in einem gebrechlichen Vater als Altenteiler nur eine arge, unnütze Belastung des Hofes erblickt und mit Seufzen getragen haben würde — wieviel weniger hätte es ihr in den Sinn kommen können, freiwillig einem fremden Landstreicher das Gnadenbrot zu reichen . . .

(Fortsetzung folgt.)

# Sommerliebe.

Ein modernes Märchen von Elisabeth Schmith.

„Ein Tag wäre mir zu wenig", schrieb Ida, „denn mein Urlaub dauert drei Wochen. Ich möchte drei Wochen lang ganz allein in einem alten Landhaus wohnen, in einem Landhaus mit vielen Zimmern, die voll sind von der Erinnerung an eine ferne schöne Zeit. Und es sollte in einem Park liegen, und eine hohe Mauer müßte den Park umgeben. Drei Wochen lang möchte ich jeden Tag nichts tun, als in der Sonne liegen und im Teich baden und in die Bäume schauen. Am Abend aber, wenn die Schwalben am Himmel Haschen spielen und im Dorf aus den Schornsteinen der Rauch aufsteigt, dann wollte ich mein schönstes weißes Kleid anziehen und an der kleinen Gartenpforte stehen, bis er kommt, auf den ich warte. Und ich möchte mit ihm Hand in Hand über weite Wiesen schreiten, und er sollte mir von der Welt draußen erzählen. Dann wollte ich ihn ins Haus führen und ins Musikzimmer, wo der kostbare Flügel und das edle alte Cello für uns bereit sind, und wir würden mitsammen Chopin spielen und Beethoven und von Schubert die Symphonie in H-Moll, die man die Unvollendete nennt .. ."

Als Ida dies schrieb, saß sie in einem etwas düsteren Hinterzimmer. Auf dem Tisch lag die Zeitung. Sie hatte die Frage gestellt: „Was würden Sie tun, wenn Sie einen Tag lang Millionär wären?" Den drei besten Antworten waren drei schöne Reisen in Aussicht gestellt.

„Wer so eine Reise gewinnen könnte!" dachte Ida, während sie in den Mantel schlüpfte, um den Brief in den Postkasten an der Ecke zu werfen. Aber am nächsten Morgen schämte sie sich, ihre Träume wer weiß wie vielen kritischen Menschenaugen schwarz auf weiß preisgegeben zu haben. Dinge, die man am Abend tut, möchte man ja oft im nüchternen Licht des Morgens ungeschehen machen.

Ida war hochgewachsen und sehr schlank. Den lieben langen Tag schrieb sie auf der Schreibmaschine Fakturen, die einander ähnelten wie ein Ei dem andern; Paraffinöl Ia und Terpentin franko Bahnstation netto Kassa. Sie galt als verläßliche Arbeiterin.

Vier Wochen später standen die Preisträger in der Zeitung, Ida war nicht darunter. Sie las die Wünsche der anderen Menschen und wurde dann plötzlich feuerrot. „Obwohl sie der gestellten Frage eigentlich nicht entspricht, möchten wir auch diese Antwort wiedergeben", schrieb die Redaktion. Und es folgte vom Anfang bis zum Ende der Brief Idas; er hatte sich durch die Druckerschwärze selbständig gemacht und war fremd und geradezu ungeheuerlich geworden.

Tage nachher noch meinte Ida, sie müsse sich in ein Mauseloch verkriechen, wenn sie an das Preisausschreiben dachte. Als die Erinnerung endlich ihre Peinlichkeit zu verlieren begann, kam ein Brief von der Zeitung. Er enthielt das Schreiben einer Dame, die ihr Landhaus über die Ferien zur Miete anbot. Sie glaubte, die ihr lieben Dinge ruhig einer Frau anvertrauen zu dürfen, die so zarte Worte gefunden hatte, und schrieb, sie sei leider verarmt und könne das Geld während ihres Aufenthaltes bei ihrer verheirateten Tochter gut brauchen. Der verlangte Mietzins aber war lächerlich niedrig. — —

Als Ida von einer alten Frau im Dorf die Schlüssel in Empfang genommen und die Gartenpforte aufgeschlossen hatte, sah sie am Ende einer Allee ihr Ferienhaus vor sich liegen. Entzückt und ein wenig befangen blieb das Mädchen stehen. Das war kein schlichtes Landhaus, sondern eher ein Schlößchen, uralt und doch spielerisch, wie das Rokoko zu bauen pflegte. Später ging Ida auf Zehenspitzen durch hohe helle Zimmer, in denen altersdunkle Gemälde an den Wänden hingen. Schließlich gelangte sie auch in eine fliesenbelegte Küche, wo auf dem riesigen Tisch eine Preisliste lag mit der Einladung, von dem Inhalt der Speisekammer Gebrauch zu machen und das Geld für die Entnahmen in eine bereitstehende Sparbüchse zu stecken. Milch, frisches Brot, Gemüse und was sie sonst noch wünschte, würde außerdem jeden Morgen ein Kind zur Gartenpforte bringen.

„Es ist ein Märchen", sagte Ida, „und ich will nicht früher daraus erwachen, ehe drei Wochen um sind."

Der erste Urlaubstag verflog schnell wie ein Traum. Ida durchstreifte den Park, der von einer hohen Mauer umgeben war; sie roch an Rosen, sie schwamm im Teich, sie warf sich zur Erde und drückte jauchzend ihr Gesicht in den Rasen. Am Abend aber, als die Schwalben am Himmel Haschen spielten und im Dorf aus den Schornsteinen der Rauch aufstieg, zog sie ein weißes Kleid an und ging zur Gartenpforte, durch deren Gitterstäbe die Landstraße hereinschimmerte.

„Ich will mir einbilden, daß er nun kommt", dachte Ida und mußte sich dann selbst auslachen. Draußen vor den Gitterstäben lachte jemand mit. Es war ein hochgewachsener Mann, barhäuptig und braungebrannt, auf dem Rücken einen Rucksack und oben darauf einen Violinkasten. „Worüber freut sich die Prinzessin Schwanenweiß?" wollte er wissen.

„Ach nur so, über das Leben", antwortet Ida.

„Das ist gut", fuhr der Mann fort, „dann darf ein armer Wanderbursch wohl auf Gewähr hoffen, wenn er die Prinzessin um ein Abendbrot bittet."

Bestürzt schaute Ida auf den Fremden. „Ja, ja, es ist schon so", nickte er. Wäre Ida daheim in ihrem Alltag gewesen, hätte sie jetzt wohl irgend etwas Herkömmliches getan. Aber es waren Ferien. Deshalb sah sie dem Fremden ernst in die Augen und las in ihnen die stumme Versicherung: „Fürchte dich nicht!" Sie öffnete die Gartenpforte und trat einen Schritt zurück. „Ich muß selbst erst Abendbrot essen", sagte sie.

Im Speisesaal, dessen Türen sich auf den Park hinaus öffneten, saßen sie an der langen Tafel einander gegenüber, aßen Brot, Speck und Eier, und die Bilder längst verstorbener Leute sahen ihnen dabei zu. Nach dem Mahl ging Ida in die Küche, warf gewissenhaft eine Münze in die Sparbüchse und holte aus der Speisekammer eine Flasche Wein. „Ich habe heute Feiertag", lächelte sie, als sie ihrem sonderbaren Gast das Glas füllte.

Der Fremde hieß Bertram. Er hatte ferne Meere befahren und viele Länder gesehen, er war Soldat gewesen und nach dem Kriege noch manches andere. Jetzt zog er die Straßen entlang, arbeitete, wo sich die Gelegenheit bot, und spielte auf seiner Geige für eine Mahlzeit, ein Nachtlager in einer Scheune oder ein wenig Geld. Als Ida dies hörte, erhob sie sich und schritt ihm voran in das Musikzimmer, wo ein kostbarer Flügel und ein edles altes Cello für sie bereit waren. Sie legte Noten für das Cello auf das Pult und setzte sich an den Flügel, und die Seelen der beiden Instrumente begannen zu klingen, sie lachten und weinten, sie flohen und suchten einander wie zwei Liebende, bis sie eins geworden waren in wunderbarer Harmonie zu einem Gesang der Freude.

„Kommen Sie wieder, Bertram, wenn Sie kein Abendbrot haben! Ich will meines gern mit Ihnen teilen", sagte Ida leise, da sie dem Fremden die Hand zum Abschied reichte. Er beugte sich tief über diese Hand und schwieg. Aber draußen auf der Landstraße hob er zu fiedeln an, eine zarte und doch wilde Melodie. Ida lehnte an der Gartenpforte, und der Klang der Geige tönte in der stillen Sommernacht noch lange zu ihr, bis der Fremde das Dorf erreicht hatte.

Bertram kam wieder. Er brachte mit, was er sich tagsüber zusammengegeigt hatte, ein Körbchen Obst, ein Laib schwarzen Brotes, einen Krug mit Sahne, zuweilen sogar ein Huhn. Immer kam er des Abends. Nur ein einziges Mal stand er schon des Morgens vor der Gartenpforte, und es geschah, weil Ida es so wollte. Er mußte ihr helfen, das Haus in Ordnung zu bringen. Einen Augenblick hatte er dies für überflüssig gefunden. Aber Ida sah ihn groß an und meinte: „Es ist das Geringste, was ich der gütigen alten Frau, die mir diesen Sommer geschenkt hat, zuliebe tun kann!" Da stürzte er sich in die Arbeit und fegte, schrubbte und bohnerte und lachte dazu.

Die Tage reihten sich zu Wochen. Ida war längst braungebrannt, ihre Augen leuchteten, und ihr Schritt federte. Sie und Bertram schritten Hand in Hand über weite Wiesen, wie sie es einst geträumt hatte, sie führten ernste Gespräche und neckten sich und musizierten miteinander. Noch nie war die Welt so schön gewesen wie in diesem Sommer. — —

Unaufhaltsam ging der Tag zu Ende, an dem alle Dinge in Haus und Garten gesagt hatten: „Zum letzten Mal!" Es war wie sonst, als sie sich an der langen Tafel im Speisesaal gegenübersaßen, und es war doch anders. Im Musik-

zimmer spielten sie die Symphonie in H-Moll von Schubert, die man die Unvollendete nennt. Dann schauten sie stumm in das Licht der Kerzen.

„Jetzt muß ich gehen, und morgen komme ich wieder", sagte Bertram und erhob sich, „du bist heute so still gewesen, Prinzessin Schwanenweiß. Was wünschst du dir?" Er stand vor Ida und lächelte.

Sie hob die Augen zu ihm auf und antwortete leise: „Daß du heute bei mir bleibst, Bertram. Denn wir haben kein Morgen mehr."

Da erschrak der Mann. Und er wandte das Gesicht ab, während er sprach: „O du Prinzessin Schwanenweiß, ich bin deiner nicht wert! Denn ich bin auf fernen Meeren gefahren und habe viele Länder gesehen, und ich bin Soldat gewesen und noch vieles andere, und immer habe ich mich bemüht, das Leben zu genießen, wie es ein Mann genießt, der an die Frau nicht glaubt. Und zum Schluß habe ich auch dich belogen. Denn dieses Haus gehört mir. Kannst du mir verzeihen, kannst du meine Königin werden, Prinzessin Schwanenweiß?" — —

Der Herr des Schlosses küßte seine Braut und ging. Ida stand an der Gartenpforte und schaute auf die weißschimmernde Landstraße und hinauf zum Himmel, an dem der große runde Mond hing. Er lachte ihr zu: „Bald bist du die Herrin im Märchenland, kleines Prinzeßchen."

## Die Kraft der Mutter.

Von Andreas Zeitler.

Ich hatte als Kind eine ungewöhnliche Angst vor Gewittern und barg schreiend das Gesicht in den Händen meiner Mutter, sobald Blitz und Donner ihr Tag und Nacht verwandelndes Spiel über dem Hause trieben.

Da mein Entsetzen sich von Mal zu Mal steigerte, begann man für meine Gesundheit zu fürchten und auf Abhilfe zu sinnen. In der nächsten Schreckensstunde wußte meine Mutter das Tosen des Gewölks mit freundlicher Stimme zu durchdringen und mir Fassungslosem eine humorvolle Erklärung dafür glaubhaft zu machen, so daß mir im Handumdrehen das Weinen verging und ich ans Fenster lief, um eine Bestätigung ihrer heiteren Worte zu suchen. Es zeigte sich keine, aber dies vermochte die starke Wirkung, die das kleine Märchen auf mich ausgeübt hatte, nicht im geringsten zu schmälern; bald besaß das Naturereignis nichts Grauenerregendes mehr, und noch ehe sich der Sommer zum Ende neigte, verfolgte ich mit wachem Ohr voller Spannung die wechselnden Tongestalten des Donners.

So gestärkt, wagte ich mich mit meinem Wissen auch einmal an einem Ort hervor, wo es nicht am Platz war, in der Schule.

Mit grellen Blitzen und weithin hallendem Donner brach eines Tages während des Unterrichts ein besonders schönes Gewitter los, das hin und her wandernd längere Zeit über der Stadt verharrte. Der Lehrer versuchte noch eine Weile unsere Aufmerksamkeit von dem schwarzen, jäh mit Flammenstreifen überzogenen Himmel wieder auf das eben behandelte Lesestück hinzulenken; schließlich mußte er aber doch der höheren, ungleich anziehenderen Gewalt weichen; er schloß das Buch. Um sich und uns die Zeit auf eine nützliche Art zu vertreiben, richtete er an die Klasse die Frage, was ein Gewitter sei und bedeute. Sogleich entsann ich mich dessen, was mich meine Mutter gelehrt hatte, und in dem Glauben, über eine achtunggebietende Kenntnis zu verfügen, hob ich munter die Hand.

„Nun, was meinst du?" fragte der Lehrer und trat neben meine Bank. Ich richtete mich kerzengerade auf und rief mit lauter Stimme: „Die Engel im Himmel schieben Kegel, Herr Oberlehrer!" Kaum hatte er jedoch den herzhaften Satz vernommen, als er auch schon derb in mein Gesicht schlug. „Pfui! Schäm dich!" herrschte er mich an. „Weißt du nicht, daß Gott in seinem Zorn . . ." — hier empfing ich einen zweiten, nicht weniger kräftigen Backenstreich — „durch das Gewitter zu den Menschen spricht und sie zum Besseren ermahnt? Laß in Zukunft gefälligst solche albernen Scherze!"

Weinend setzte ich mich nieder, um gänzlich verstört für den Rest des Vormittags in die betrübteste Stimmung zu versinken. Erst als ich daheim der Mutter von dem Vorfall berichten konnte, verflog der Schmerz. Erbost und weit davon entfernt, den kleinsten Zweifel zu dulden, behauptete ich die Richtigkeit meiner Antwort und vergaß dabei ganz, woher mein kühnes Wissen stammte. Die Mutter lächelte begütigend und tröstete mich, indem sie versprach, dem Lehrer noch am Nachmittag einen Brief zu schreiben.

Wirklich redete er mich anderntags sehr freundlich an und vermied auch in den folgenden Monaten das strenge Wesen, das er vorher häufig und rasch herausgekehrt hatte. Vielleicht sah er ein, wie töricht er handelte, als er mich schlug. Meine Mutter mochte ihm die Frage vorgelegt haben, worin denn eigentlich das Strafwürdige bestand, durch das er sich dazu berechtigt glaubte. Was für ein starrer, in sein Erlerntes eingepferchter Mensch, dachte sie gewiß, und sie lächelte wohl ein wenig über ihn im Gefühl ihrer größeren mütterlichen Kraft, die ihr Kind nicht nur nährte und kleidete, sondern seiner Seele auch stärkende Bilder reichen konnte, ihm so lieb und zuträglich wie süßes Brot und schimmernde Früchte. Ein Kind, das zum ersten Male lernt, innere Festigkeit gegenüber der Grausamkeit der Natur zu erweisen, soll sich nicht schützen und helfen dürfen, wie es unverbrüchliches Menschenrecht ist, durch das Märchen, die Vermenschlichung und Verkleinerung des Unfaßbaren?

Ohne Zweifel, auch der Lehrer wollte Gutes, nicht Böses. Vielleicht war er weich und empfindlich gegenüber der Unvollkommenheit der Welt und dachte in das Herz des Kindes den Keim eines besonnenen Lebens zu setzen. Aber warum vergaß er, daß Träume nur zerstören darf, wer größere Geschenke bereit hält? Es wäre ihm doch auch nicht eingefallen, eine junge Pflanze jäh mit Wein statt mit Wasser zu tränken. Er verletzte das Kind, indem er es strafte, weil es eine weise Gabe seiner Mutter freudig sein eigen nannte; indem er es schlug für seiner Seele Heiterkeit und Traumseligkeit und von ihm zu wissen verlangte, was wie eine schwarze Wolke über eine helle Landschaft hinzog. Gott in seinem Zorn war dem Kinde ein Rätsel. Sah es doch in allem, was seine kleine Welt immer voller und reicher machte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, nur Gott in seiner Güte!

Und wenn es dachte, die Engel dort oben schieben Kegel, dachte es dann an Irdisches? Oh nein, golden war die Kugel, die über die gleißende weiße Wolkenbahn hinrollte, und wie Glas und Silber die Kegel, die klirrend ineinander stürzten. Es sah die Engel in ihren weißen Gewändern und der hohe Himmel schallte von ihrer Ausgelassenheit und ihrem Spiel. —



## Bunte Chronik



**Puccini und der Journalist.**

Puccini beherrschte nicht nur die Musik, sondern wußte auch mit großem Geschick alle Zeitungsleute abzuwimmeln. Doch da gab es einen ganz Pfiffigen. Dieser Journalist ließ sich bei dem Meister als Tenor melden, der für die Rolle des Cavaradossi in Puccinis neuestem Werk „Tosca" ausgesucht sei. Der Komponist möge aber selbst prüfen, ob sich der Sänger auch für diese Rolle eigne. Der Zeitungsmann durfte eintreten, und Puccini meinte: „Sie singen aber erst kurze Zeit, denn ich habe Ihren Namen noch nie gehört!" Der Meister setzte sich an den Flügel, und der Journalist schrie los: „Und es leuchten die Sterne." Puccini war bestürzt. Bei der Stelle „Nun sterb' ich vor Verzweiflung" sprang er auf und brüllte den vermeintlichen Tenor an: „Sind Sie größenwahnsinnig? Mit dieser Stimme wagen Sie es, den Cavaradossi singen zu wollen?" — „Ich will ihn gar nicht singen, denn ich bin Journalist und wußte mir keinen anderen Rat, als so ein Interview mit Ihnen zu bekommen." — „Welch ein Glück!" seufzte Puccini erleichtert auf. „Hätten Sie das Lied noch einmal gesungen, dann wäre ich wirklich vor Verzweiflung gestorben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.